

DIE  
LEGENDEN  
VON  
**A**NDOR

Peter Gustav Bartschat

**Die Hüterin und die Hexe**

Ein Abenteuer von Kheela, der Hüterin  
der Flusslande



Die folgende Geschichte beginnt wenige Tage nach dem Ende der Geschichte „Vara, der Wassergeist“ von Stefanie Schmitt, siehe: <https://legenden-von-andor.de/vara-der-wassergeist/>

\*

„Ist Vara ein Junge oder ein Mädchen? Warum isst sie nie mit uns zusammen? Hat Vara auch eine Mama?“ Und schließlich die wichtigste Frage von allen, die Janis niemals ausließ: „Wieso muss *ich* immer das Geschirr abwaschen? Vara könnte das doch viel besser!“

Drei Tage war es her, dass Kheela ihrem Sohn Janis davon erzählt hatte, wie vor mehreren Generationen die Beziehung zwischen ihrer Familie und Vara, dem Wassergeist, begonnen hatte. Janis war immer noch voller Fragen.

Es gab hier, in der alleinstehenden Hütte am Fluss, auch wenig, womit sich der Junge sonst hätte beschäftigen können.

Kheela hätte ihr Amt als Hüterin der Flusslande auch in einem der Dörfer ausüben können, die etwas weiter von Fluss entfernt lagen. Dort hätte Janis Gesellschaft in seinem Alter finden können.

Auch ihre Schwester Patia hatte mehrfach angeboten, dass Kheela und Janis bei ihnen leben konnten. Dort hätten sie eine große Familie um sich gehabt: Patia lebte mit Ehemann, Schwiegereltern, Kheelas und Patias Mutter sowie einer jährlich wachsenden Kinderschar zusammen auf einem befestigten Hof jenseits der Marktbrücke. Nicht immer ganz harmonisch, allerdings.

Aber Kheela mochte die Hütte, in der sie aufgewachsen war. Darum hatte sie das Leben hier, in den westlichen Flusslanden gewählt, so wie ihre Mutter und ihr Großvater und viele weitere Vorfahren vor ihr.

Das gefährlichste, was Kheela bisher in ihrem Amt als Hüterin der Flusslande widerfahren war, waren zwei graue Wölfe gewesen, die die Bewohner mehrerer Höfe

und Fischerhütten in Panik versetzt hatten. Damals hatte Kheela ihren weißen Stab gepackt, Vara den Wassergeist gerufen, und war der Spur der Wölfe gefolgt.

Es hatte sich herausgestellt, dass ein Welp, ein Wolfs-Junges, in kindlicher Neugier die Wildnis verlassen hatte. Seine Mutter war ihm gefolgt um ihren Welpen so schnell wie möglich aus der feindseligen Welt der Menschen zurückzuholen.

Kheela hatte sich damals entschieden, ihren Stab deutlich auf den Boden zu legen, um der aus Angst um ihren Welpen die Zähne fletschenden Wölfin zu zeigen, dass sie keine Gefahr darstellte. Die Wölfin hatte den Welpen mit einem sanften Biss an Nackenfell ergriffen und war dann im weiten Bogen um Kheela und Vara herum in Richtung Süden geflohen, wo die Narne aus den Schluchten des Grauen Gebirges hervorkam.

\*

„Guten Tag, Kheela.“, grüßte eine Frau, die ihren hoch bepackten Esel die Uferstraße entlang trieb, die zwischen Kheelas Hütte und der Narne verlief.

Kheela, die an einem langen Holztisch saß und damit beschäftigt war, die Fische auszunehmen, die sich während der Nacht in ihren Reusen verfangen hatten, grüßte höflich zurück.

„Es kommen finstere Zeiten!“, orakelte die Frau. „Der Schwarze Herold ist in der letzten Woche an der Marktbrücke gesehen worden und hat alle Menschen drohend angesehen, wenn sie über die Brücke gingen.“

„Das ist ja erschütternd, Allanta.“, antwortete Kheela. „Du hast ihn doch sicher gefragt, welche Gefahr er dieses Mal ankündigt.“

„Ich selbst habe ihn zum Glück nicht gesehen. Aber ich habe es erzählt bekommen, von einer ...“, Allanta schaute rechts und links, ob auch kein Unbefugter zuhörte, „... zuverlässigen Quelle.“

*Vermutlich ihre Base Hathe, die bekannte Liebhaberin hellen Mets und dunklen Bieres*, dachte Kheela, sagte aber: „Danke für die Warnung. Ich werde vorsichtig sein. Und Glück auf deinen Weg!“

Kheela hielt den Schwarzen Herold eher für eine Sagengestalt als für ein real existierendes Wesen. Angeblich tauchte er stets kurz von Kriegen oder Katastrophen auf. In den letzten Tagen war der Schwarze Herold einmal mitten auf dem Freien Markt gesehen worden, wo er bei einem Flickschuster seine Stiefel reparieren ließ, und ein anderes Mal am Kutscher-Stammtisch im *Trunkenen Troll*.

Natürlich klang keiner dieser Berichte auch nur annähernd plausibel. Es fiel aber auf, dass ähnliche Berichte sich in letzter Zeit häuften.

Kheela wandte sich wieder ihren Fischen zu, bis sie Janis' Ruf hörte: „Tante Reka! Da kommt Tante Reka wieder!“

Und tatsächlich: Die alte Reka, die von Vielen eine Hexe genannt wurde, kam trotz ihres hohen Alters mit raschen, festen Schritten aus Richtung Westen über einen mit Heidekraut bewachsenen Hügel auf Kheelas Hütte zu. Wie üblich vermied sie auf ihren schier endlosen Wanderungen die ausgebauten Wege.

Natürlich war Reka keineswegs Janis' Tante, aber er hatte sie so genannt, seit er sprechen konnte.

Kheela erhob sich respektvoll, wischte die Hände an ihrer Schürze ab und reichte die Rechte zum Gruß.

Reka hatte abgewartet, bis Kheela aufgestanden war, und sagte dann: „Aber du musst meinetwegen doch nicht aufstehen.“

„Was für ein wunderschöner Tag für deinen Besuch, Reka!“, sagte Kheela, mit fast so viel Herzlichkeit wie Vorsicht in der Stimme.

„Ich freue mich immer, wenn ich hier sein darf.“, antwortete Reka. „Und wie groß und stattlich Janis geworden ist, seit ich das letzte Mal hier war. Warte mal, wann war das genau ...“

„Vorgestern. Du hattest gesagt, dass im Norden wichtige Ereignisse bevorstehen, und dass du nicht weißt, wann du wieder zurückkommst.“

„Ja, richtig. Vorgestern konnte ich es auch noch nicht wissen. Aber gestern ist eines dieser Ereignisse eingetreten. Sag mal, Kheela, wann gibt es bei dir eigentlich Mittagessen?“

„Na ja, ich habe eine Fischsuppe auf dem Feuer. Wenn du Hunger hast, könnten wir gleich drei Teller fertig machen.“

„Könntest du die Fischsuppe gegebenenfalls noch etwas verlängern?“, fragte Reka mit dem unschuldigsten Hexengesichtsausdruck der Welt. „Ich weiß nicht genau, weshalb, aber ich habe das Gefühl, du könntest heute noch mehr Gäste bekommen. Und ich will dich natürlich nicht kritisieren, aber es wäre angemessen, wenn du deine Ghirlada trägst.“

\*

Die Ghirlada, ein fein gearbeiteter, dabei zugleich robuster Stirnreif aus Silber, war das Amtszeichen des jeweiligen Hüters der Flusslande.

Kheela hatte ihn vor Jahren von ihrer Mutter bekommen, als die sich entschlossen hatte, ihrer ältesten Tochter das Amt vorzeitig zu übergeben, um sich selbst bei ihrer jüngeren Tochter Patia zur Ruhe zu setzen.

Damals hatte ihre Mutter Kheela erstmals erzählt, dass kurz nach Kheelas Geburt Reka sich über die Wiege gebeugt und eine ihrer rätselhaften Prophezeiungen gemurmelt hatte:

Kind in der Wiege mit hellbraunem Haar,  
du wirst Hüterin sein viele unruhige Jahr'.

Doch das Schicksal hat weitere Pläne mit dir  
und führt dich zu Aufgaben ferne von hier.

Wenn Fremde einst kommen auf ermüdetem Fuß  
wirst du sie begleiten aus freiem Entschluss.

„Ich wünschte, ich hätte Reka nie kennen gelernt!“, hatte Kheelas Mutter damals gesagt, nachdem sie ihrer Tochter von der Prophezeiung erzählt hatte. Dann war sie mit Tränen in den Augen ihrer jüngeren Tochter Patia gefolgt, um ihre weiteren Jahre bei deren Familie zu verbringen.

Obwohl Kheela diese Prophezeiung nur einmal gehört hatte, und obwohl die Prophezeiung selbst ihr gar nicht besonders dramatisch erschien, konnte sie sie doch nicht vergessen. Je besser sie in den nächsten Jahren Reka kennen lernte, umso sicherer wurde sie, dass aus deren Mund niemals sinnloses Geschwätz kam. *Warum treffen Reka und ich uns eigentlich so oft?*, dachte Kheela. *Die meisten Menschen sind sich nicht einmal sicher, ob die alte Frau überhaupt noch lebt.*

„Weil es hier beginnt.“, sagte Reka.

„Wie bitte?“ Kheela schreckte aus ihren Gedanken auf. „Weil was hier beginnt?“

„Du hast dich doch gerade gefragt, warum wir uns so oft sehen. Das tun wir deshalb, weil dies der Ort ist, an dem etwas beginnt, das in Zukunft noch wichtig sein wird. Ich wollte sicher sein, dass ich dabei bin, wenn es soweit ist, weil vielleicht ... mein Rat von Nutzen sein kann. Und du hast die ‚drei‘ vergessen.“

„Welche ‚drei‘?“

„Nun, du hast dich doch gerade daran erinnert, dass ich eine Prophezeiung über dein Leben gemacht habe. Aber an eine Zeile hast du dich nicht mehr ganz korrekt erinnert. Die heißt richtig: Wenn *drei* Fremde einst kommen auf ermüdetem Fuß ...“

Kheela wich unwillkürlich einige Schritte zurück.

„Du ... du liest meine Gedanken!“, rief sie, ebenso erstaunt wie empört.

„Aber nein!“, widersprach Reka. „Solche Künste beherrsche ich nicht. Ich habe nur im Laufe meines Lebens gelernt, mich in die Menschen hinein zu versetzen.“

Kheelas Meinung nach hätte kein ‚Hineinversetzen‘ erklären können, woher Reka wusste, dass Kheela die Zahl drei vergessen hatte. Aber sie wusste auch, dass niemand etwas gegen ihren Willen aus Reka herauslocken konnte.

„Janis, hol doch bitte den großen Topf und vier Teller aus dem Schuppen.“, bat sie ihren Sohn.

„Drei Teller reichen!“, korrigierte Reka rasch. „Einer der Besucher wird keinen Fisch mit uns essen. Er bevorzugt Dinge, die auf dem Boden gewachsen sind.“

„Darf ich den Stock anzünden?“, fragte Janis hoffnungsvoll.

„Ja, sicher. Aber vergiss dieses Mal nicht, ihn wieder auszumachen.“

Janis verschwand im Schuppen.

„Was ist das für ein Stock?“, fragte Reka neugierig, und Kheela dachte mit einem kleinen Triumph: *Alles weiß sie also auch nicht!*

„Das ist Janis‘ Bezeichnung für einen alten Stab, den ich geerbt habe. Man kann die Spitze zum Leuchten bringen. Im dunklen Schuppen ist das ganz nützlich.“

„Ich glaube, ich habe deinen Stab bisher noch nicht aufmerksam genug angesehen.“, sagte Reka nachdenklich. „Ob du ihn mir wohl zeigen würdest?“

Kheela folgte ihrem Sohn in den Schuppen. Kurz darauf kamen beide wieder heraus, Janis mit demonstrativer Anstrengung einen Topf und drei Teller tragend, Kheela mit ihrem weißen Stab und, wie Reka vorgeschlagen hatte, mit der Ghirlada auf der Stirn. Der Stab bestand aus sehr hellem Holz. Er war nahezu ganz gerade, so hoch wie ein großer Mann, und hatte an seiner Spitze die Ansätze von mehreren Ästen, die zusammen so etwas wie einen natürlichen Käfig bildeten, in dem sich tatsächlich etwas befand.

Was das genau war, wäre den meisten Betrachtern schwer gefallen zu beschreiben. Es leuchtete erstaunlicher Weise selbst hier, im Licht der Sonne, strahlend hell. Wenn man sich auf diese leuchtende Form konzentrierte, dann machte sie nach einer Weile den Eindruck eines Miniatur-Wasserfalls, der aus dem Nichts kam und im Nichts wieder verschwand und dazwischen ein helles, klares Leuchten abgab.

„Das ist der Stab.“, erklärte Kheela. „Ganz praktisch im dunklen Schuppen oder nachts auf der Landstraße. Außerdem kann man im Notfall damit ordentlich zuschlagen.“

Reka hatte sich erhoben und nahm den Stab näher in Augenschein, ohne ihn jedoch zu berühren.

„Man muss auf eine bestimmte Art mit den Fingern über den Stab streichen, nicht wahr?“, sagte Reka. „Dann geht das Licht an. Und eine andere Bewegung lässt das Licht wieder verlöschen. Es bleibt aber immer so etwas wie ein Nebel zurück.“

„Ich dachte, du hast den Stab noch nie aufmerksam angesehen.“, sagte Kheela.

„Es stimmt also! Und ich habe ihn tatsächlich nur ein oder zwei Mal bei deiner Mutter bemerkt. Wenn ich gewusst hätte ...“. Reka unterbrach sich selbst. „Darf ich es einmal ausprobieren? Nein, halte den Stab bitte weiter fest. Ich will ihn nicht haben, denn er steht mir nicht zu.“

Reka berührte den Stab, den Kheela weiter in der Hand hielt, mit den Fingerspitzen. Dann machte sie eine rasche, verschlungene Bewegung über das Holz. Nichts geschah. Auch ein zweiter Versuch war vergebens.

Nach intensiverem Nachdenken machte Reka einen dritten Versuch. Das Licht erlosch, während sich die Struktur, die Wasser so ähnlichsah, auflöste. Zurück blieb ein feiner Nebel, der zwischen den gegabelten Aststümpfen am oberen Ende des Stabes gefangen schien. Ein flüchtiger Beobachter hätte ihn kaum wahrgenommen.

„Kommt dein Wassergeist jedes Mal näher, wenn du den Stab zum Leuchten bringst?“, fragte Reka.

In der Tat hatte Vara, die sich bisher von den Menschen unbemerkt irgendwo in der Nähe des Ufers aufgehalten hatte, sich genähert und kam langsam auf den Stab zu. Sie blieb erst stehen, als das Leuchten des Stabes erloschen war.

Kheela nickte.

„Ich glaube, einer deiner Vorfahren hat ein sehr interessantes Leben geführt.“, fuhr Reka fort. „Das sieht sehr nach danwarischer Wassermagie aus. Ich hätte nie gedacht, dass es hier, so weit von Danwar entfernt, ein Beispiel davon gibt. Einer deiner Vorfahren ist vermutlich aus Danwar gekommen und hat sich hier niedergelassen. Sehr ungewöhnlich! Auf jeden Fall dürfte der Stab die Erklärung dafür sein, warum deine Familie seit Generationen von einem Wassergeist unterstützt wird.“

„Das ist nicht wahr!“, rief Janis mit der alles wissenden Überzeugung der Jugend. „Vara hatte sich in Etoe verliebt, deshalb ist sie bei uns. Das war der Großvater von meinem Großvater. Und von dem noch mal der Großvater.“

„Mag sein, Janis, mag sein.“, lenkte Reka ein. „Beides ist möglich, und vielleicht ist auch beides wahr. Aber die Liebe zwischen einem Elementargeist und einem Menschen ist ungefähr genauso wahrscheinlich wie die Liebe zwischen einem Menschen und einem Kieselstein. – Übrigens kommen da gerade eure nächsten beiden Gäste. Wir sollten sie empfangen!“

Tatsächlich kamen die Uferstraße entlang aus verschiedenen Richtungen zwei Männer auf Kheelas Hütte zu.

Aus dem Norden kam mit langen Schritten ein Mann, der von einem mittelgroßen schwarzen Vogel, einem Raben wahrscheinlich, umkreist wurde. Just in dem Augenblick, als man bei Kheelas Hütte seiner ansichtig wurde, stieg der Vögel

höher in die Luft, kreiste einige Male über der Hütte und schien alles genau in Augenschein zu nehmen. Dann flog er weiter nach Süden, von wo gerade ein anderer Mann kam.

Der andere Mann ging langsamer und etwas gebeugt.

„Du weißt natürlich genau, wer die beiden sind.“, sagte Kheela zu Reka.

Reka nickte und erwiderte: „Entschuldige, ich wollte dir noch mehr sagen, aber dann habe ich mich durch den danwarischen Stab ablenken lassen. Einer der beiden versucht zu verbergen, woher er stammt. Der Andere hat einen Eid gebrochen, ist aber deines Vertrauens würdiger als mancher, der immer nur die Wahrheit sagt.“

„Erfahre ich auch noch etwas über den Dritten?“

Der Rabe hatte inzwischen auch den Mann, der aus dem Süden kam, in Augenschein genommen, war über Kheelas Hütte hinweg wieder zu seinem Herrn geflogen und hatte sich auf dessen Schulter gesetzt.

*Es sieht so aus, als ob der Rabe ihm etwas ins Ohr flüstert, dachte Kheela.*

*Aber das ist natürlich Unsinn.*

„Der Dritte“, sagte Reka, „sucht etwas, das er hier nicht finden wird, und hat etwas gefunden, womit er nichts anfangen kann.“

\*

Der Mann mit dem Raben verließ die Uferstraße und begab sich zu den wartenden Menschen an den Tisch.

Er hatte vielleicht gerade das zwanzigste Lebensjahr vollendet. Sein Gesicht war umrahmt von einem sanft gelockten rötlichen Haarschopf und einem kurz gestutzten Vollbart. Gekleidet war er in eine braun und grün gestreifte Tunika. Um die Schultern trug er eine lederne Gugel mit zurückgeschlagener Kapuze. Eine enganliegende grüne Strumpfhose und lederne Stiefel vervollständigten seine Kleidung. Ein Schwert und ein Signalhorn waren an seinem Gürtel befestigt.

„Ich grüße euch.“, sagte er mit einer höflichen Verbeugung, bei der er die Anwesenden allerdings niemals aus den Augen ließ. „Ich bin Fenn, der Fährtenleser. Darf ich bei euch eine Weile bei einem Krug frischen Wassers rasten, ehe ich meinen Weg fortsetze?“

Kheela blickte auf Reka, weil sie vermutete, die würde gleich das Gespräch übernehmen. Aber Reka ihrerseits blickte nur Kheela an.

„Sei willkommen.“, sagte Kheela zu dem Besucher. „Und wir haben mehr als nur Wasser für einen erschöpften Wanderer. Ach, apropos Wasser!“ Sie wandte sich jetzt an Janis: „Fülle doch bitte die Fischsuppe in den größeren Topf um und füge noch etwas Wasser hinzu, und ein bisschen von dem geschnittenen Lauch und der Wernersilie, die auf dem kleinen Regal liegen.“

Janis verschwand mit seinem Immer-muss-ich-gehen-wenn-es-interessant-wird-Blick, aber ohne Widerspruch in der Hütte. Fenn und Reka setzten sich auf eine der Bänke am langen Tisch. Der Rabe flatterte auf und setzte sich an den Rand des Hüttendachs.

Gerade wollte Kheela sich dazu setzen, als Reka sagte: „Dort kommt noch ein erschöpfter Wanderer. Ich frage mich, ob ihm ein Teller Fischsuppe gut tun würde.“

Der andere Mann trug einen weiten, braunen Bauernmantel, dessen Kapuze er trotz des warmen Tages aufgesetzt und sogar tief ins Gesicht gezogen hatte. Seine gebeugte Haltung erschien bei näherem Hinsehen unnatürlich, als versuche hier ein junger Mann wesentlich älter zu wirken. Er hatte inzwischen ebenfalls die Hütte erreicht, machte aber keine Anstalten, hier zu rasten. Offenbar kam es ihm darauf an, seinen Weg ungestört fortzusetzen.

*Er verbirgt etwas, dachte Kheela. Und ich bin sicher, aus den Augenwinkeln und unter der dunklen Kapuze beobachtet er uns alle genau.* Sie ging auf den

Wanderer zu, setzte ihr freundlichstes Lächeln auf und lud ihn ein, sich zum Essen zu der Gruppe zu gesellen.

Der Mann lehnte zunächst ab, aber Kheelas Charme schien ihn letztlich doch zu überzeugen.

Zu viert saßen sie schließlich um den Tisch herum. Kheela stellte sich, Reka und auch ihren Gast Fenn vor.

Allen fiel auf, dass der Neuankömmling zögerte. Es galt als äußerst schlechtes Benehmen in den Flusslanden, wenn jemand, der auf eine ihm unbekannte Gruppe trifft, sich nicht selbst als erster vorstellt.

„Ich bin Hogo, und ich bin nur ein Knecht.“, sagte der Mann schließlich. „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich ungeschlacht und vierschrötig wirke, aber die Segnungen der Bildung wurden mit in meiner Kindheit nicht zuteil.“

„Dann ist es umso erstaunlicher, Hogo, dass du Begriffe wie ‚ungeschlacht‘ und ‚vierschrötig‘ verwendest, und dann noch in so geschraubten Sätzen.“, sagte Fenn. „Bitte: Keine Kritik. Es fiel mir nur auf.“

„Ich schaue mal, wie weit mein Sohn mit der Fischsuppe ist.“, sagte Kheela und stand auf.

*Irgendetwas stimmt hier nicht, aber was?* Kheela hatte schon oft die Erfahrung gemacht, dass rätselhafte Dinge sich aufklären, wenn man sie aus einer anderen Perspektive betrachtet. Sie blickte nur kurz in die Hütte, wo Janis inzwischen dabei war, die verlängerte Fischsuppe im großen Topf umzurühren.

Kheela nahm ihren Stab in die Hand, den sie zuvor achtlos an die Wand gelehnt hatte, und musterte aus einigen Schritten Abstand die Gruppe am Tisch.

Fenn und Hogo saßen einander genau gegenüber. Beide wirkten angespannt und ließen sich nicht aus den Augen. Hogo hatte eine unnatürliche Haltung angenommen, als versuche er, sein Gesicht vor Reka zu verbergen. Dabei hielt er

mit der linken Hand seinen Mantel vor der Brust zusammen. Die rechte Hand hatte er unter dem Mantel, wo sich noch ein anderer, größerer Gegenstand zu befinden schien.

Fenn hatte seine rechte Hand locker, aber gewiss nicht zufällig, auf dem Griff seines Schwertes liegen.

*Es liegt Gewalt in der Luft*, dachte Kheela.

Wo war Vara? Zuletzt war sie recht nah bei der Hütte gewesen. Als das Gespräch auf die Herkunft des Amtsstabes gekommen war, hatte Kheela den Wassergeist aus den Augen verloren. Aber sie wusste, dass Vara sich fast übergangslos in eine Pfütze und zurück verwandeln konnte ... eine Pfütze wie die, die sich in der Nähe des Tisches und dicht an der Hüttenwand befand.

„Ich komme vom Norden herunter.“, erzählte Fenn im Plauderton. „Stellt euch vor: Im Wachsamem Wald suchen sie seit mehr als einem Jahr nach einem Verräter, den sie vor Gericht stellen wollen. Was meinst du dazu, Hogo?“

„So groß ist der Wachsame Wald doch gar nicht, dass man in so langer Zeit dort jemanden nicht finden könnte.“, antwortete Hogo, und fügte dann rasch hinzu: „Das habe ich jedenfalls gehört. Ich war selbst noch nie da.“

„Das ist erstaunlich. Ich hätte das Gegenteil vermutet. Aber natürlich irrt man sich in solchen Dingen leicht.“

„Man sollte sich niemals zu früh eine Meinung bilden.“, stimmte Hogo zu.

„Genau. Und darum würde ich gerne sehen, was du unter dem Mantel trägst. Sollte es schwarze Kleidung sein, dann wäre es viel leichter für mich, mir eine Meinung zu bilden, ob du für mich zehn Goldstücke wert bist.“

„Ich komme jetzt mit der Suppe!“, rief Janis aus der Hütte, und schon erschien er in der Tür.

„Geh sofort wieder hinein!“, herrschte Kheela ihn an.

„Aber warum ...“

Fenn und Hogo sprangen gleichzeitig auf. Hogo warf seinen Mantel ab, während er vom Tisch zurückwich. Er trug darunter tatsächlich schwarze Kleidung, darüber einen schwarzen ledernen Brustpanzer, in den die stilisierte Darstellung eines Baumes punziert war. Sogar der Köcher an seinem Gürtel war aus schwarzem Leder, und die Federn der kurzen Pfeile darin waren ebenfalls schwarz. Das einzige, was nicht schwarz an ihm war, waren sein jugendliches, etwas verschlagen wirkendes Gesicht und der Gegenstand, den er unter dem Mantel verborgen gehalten hatte: Eine geladene und gespannte Arcuballiste.

Fenn hatte sein Schwert gezogen; in der linken Hand hielt er ein Messer an der Klinge, bereit, es jeden Augenblick auf Hogo zu werfen. Während Hogo weiter zurückwich, folgte Fenn ihm, um seinem Gegner den Vorteil der Distanz, der dem Schützen Überlegenheit gab, nicht einzuräumen.

„Mama, was machen die Männer da?“, fragte Janis.

Mit Entsetzen sah Kheela, dass ihr Sohn mit dem schweren Topf aus der Hütte gekommen war und jetzt zwischen Fenn und Hogo stand, genau zwischen der gespannten Acuballiste und dem zum Wurf erhobenen Messer.

Ohne auch nur den geringsten Moment des Zögerns war Kheela mit wenigen, raschen Schritten zwischen Fenn und Hogo geeilt. Noch im Laufen hatte sie mit der Hand eine Geste an ihrem Stab gemacht.

Hell leuchtete die Spitze des Stabes auf. Die beiden Männer waren für einen Augenblick geblendet. Mit einem erschreckten Krächzen flog der Rabe vom Dach auf und verschwand in die Heide hinaus. Kheela schob Janis samt Fischsuppe in die Hütte und warf die Tür zu.

Als Fenn und Hogo wieder sehen konnten, stand nicht mehr Kheela, sondern eine andere junge Frau zwischen ihnen. Aber eine sehr seltsame junge Frau. Sie konnte nicht aus Fleisch und Blut bestehen, da ihr Körper und ihr Kleid, wenn es überhaupt ein Körper und ein Kleid waren, sich in steter Bewegung zu befinden schienen, ähnlich einem Spiegelbild auf der Wasseroberfläche.

Die seltsame Frau schien zu lächeln, aber es war ein Lächeln, das den Tod verhieß.

„Ich bin Kheela, die Hüterin der Flusslande!“, sagte Kheela mit einer Stimme voller Härte und Autorität. „Und dies ist Vara, ein Wassergeist. Ein Menschenleben bedeutet ihr nichts. Ihr beide habt die Gebote der Gastfreundschaft missachtet und in meinem Heim eure Waffen gezogen. Mehr noch: Ihr habt meinen Sohn in Gefahr gebracht.“ Kheela machte eine kurze Pause, um den Männern Gelegenheit zu geben, sich über ihre Lage klar zu werden.

Dann fuhr sie fort: „Ihr kennt bestimmt diese Geschichten, in denen jemand sagt: ‚Ich zähle jetzt bis drei, und dann liegen eure Waffen auf dem Boden‘. Ich fand das immer übertrieben. Denn ich zähle nur bis eins. Eins!“

Die Arcuballiste, das Schwert und das Messer fielen zu Boden.

„Ich ... ich habe noch ein Kurzschwert im Gürtel.“, beeilte sich Hogo zu sagen. „Und das würde ich jetzt wirklich gerne ganz langsam und vorsichtig herausziehen und auch auf den Boden werfen.“

„Eine gute Idee!“, stimmte Kheela zu.

Ein kurzes Klappern, und das Kurzschwert gesellte sich zu den anderen Waffen.

Kheela wandte sich an Reka. „So, und was schlägst du jetzt vor? Du hast das alles doch so geplant oder?“

„Du denkst schlecht von mir, Kheela. Ich habe höchstens in Erwägung gezogen, dass es sich so entwickelt. Aber dass es tatsächlich so gekommen ist, haben nur

Fenn und Arbon zu verantworten. Ach, darf ich übrigens vorstellen: Der Mann in schwarz ist Arbon, ein entflohener Wächter aus dem Wachsamem Wald. Er hat tatsächlich gehofft, ich erkenne ihn nicht wieder, nur weil er noch ein Kind war, als ich ihm Lesen und Schreiben beigebracht habe. Und mein Vorschlag ist, dass wir uns jetzt alle fünf in Ruhe an diesen Tisch setzen und deine Fischsuppe genießen.“

\*

Es war sicherlich die seltsamste Mahlzeit, die Kheela bisher zu sich genommen hatte. Fenn und Arbon belauerten sich und wurden ihrerseits von Vara belauert, die am Kopfende des Tisches dicht bei ihnen stand. Reka saß neben Fenn und Kheela neben Arbon. Janis war von Kheela am entfernten Ende des Tisches platziert worden. Er war der einzige, dem diese Situation zu gefallen schien.

*Nein, nicht der einzige, korrigierte sich Kheela in Gedanken. Reka scheint auch ihren Spaß zu haben, obwohl es schwer ist, etwas aus ihrem Gesicht zu lesen.*

Trotz der angespannten Situation schmeckte Allen die wirklich köstliche Fischsuppe.

Als der Topf leer war, räumte Janis unaufgefordert den Tisch ab, sah aber zu, dass er sich so schnell wie möglich wieder zu den Erwachsenen gesellte.

„Danke, Kheela, das war ein ausgezeichnetes Essen.“, sagte Fenn. „Und ich bitte ausdrücklich um Verzeihung für mein Verhalten, auch wenn es unverzeihlich war. Wenn es dir recht ist, werden Arbon und ich uns jetzt einige Schritte vom Haus entfernen und unsere persönlichen Angelegenheiten regeln, die dich nichts angehen.“

„Ich bin die Hüterin der Flusslande, und eure Angelegenheiten gehen mich sehr wohl etwas an, wenn ihr sie in den Flusslanden austragen wollt.“, widersprach Kheela.

„Bitte,“, unterbrach Reka, „überstürzt es nicht. Gerade sehe ich einen weiteren Besucher kommen. Wir wollen doch alle keinen schlechten Eindruck machen, da wir ihn eben erst kennen lernen.“

In der Tat näherte sich gerade ein weiterer Mann Kheelas Hütte. Genau genommen konnte man ihn allerdings schwerlich einen ‚Mann‘ nennen. Er überragte selbst den hochgewachsenen Fenn um Haupteslänge. Wo Menschen eine Stirn und einen Scheitel haben, besaß er eine Platte aus Horn, die sich an den Seiten zu zwei gebogenen Hörnern erweiterte. Erst an seinem Hinterkopf begann der Wuchs seines Haupthaars, das dafür aber umso länger war. Sein über und über mit Muskeln bepackter Oberkörper war unbekleidet, es sei denn, man wollte seine dichte, dunkle Körperbehaarung als Kleidung durchgehen lassen. Um die Lenden trug er einen kurzen Schurz aus Schaffell, der seine ebenfalls muskulösen Beine frei ließ. Die Füße steckten in ledernen Stiefeln.

In der rechten Hand hielt er einen Speer mit einer gezackten Spitze aus Feuerstein; die linke transportierte auf seltsame Weise einen runden Schild, den sie nicht etwas hielt, sondern an einer Schnur hinterher schleifte.

„Seid mit begrüßt.“, sagte der Ankömmling mit sehr tiefer Stimme. „Mein Name ist Bragor. Habt ihr Interesse, einen Schild zu kaufen?“

Dabei legte er seinen Speer neben sich auf den Boden.

„Sei willkommen im Namen von Kheela, der diese Hütte gehört.“, antwortete Reka, offenbar völlig unbeeindruckt von der seltsamen Erscheinung des Besuchers, während Kheela sich noch nicht ganz von dessen Anblick erholt hatte ... und davon, dass angesichts des großen, exotischen, muskulösen Fremden Schmetterlinge in ihrem Bauch zu flattern schienen.

Reka hatte inzwischen die anderen Anwesenden vorgestellt und fügte dann hinzu: „Dürfen wir den Schild einmal näher sehen? Lege ihn doch auf den Tisch.“

„Sehr gern.“, antwortete Bragor höflich. Er löste die Schnur von seiner Hand und legte den Schild mit einer ungeschickten Bewegung mitten auf den Tisch.

Es war ohne Zweifel ein Schild, aber über und über bedeckt mit Erdreich und Schlamm.

„Er sieht gerade nicht so gut aus,“, sagte Bragor entschuldigend, „aber ich glaube, es ist ein guter Schild. Ich will allerdings zugeben, dass ich nichts davon verstehe.“

„Janis, sei doch so gut und hole ein Tuch.“, bat Reka. „Ich will einmal versuchen, ob ich den Schild ein bisschen sauber machen kann.“

„Du holst wohl besser viele Tücher.“, sagte Kheela. „Und eine Bürste. Und eine Feile. Und einen Spachtel. Und eine Raspel. Und ...“

„Aber nein. Ein einfaches Tuch wird, denke ich, ausreichen.“

Janis ging kurz in die Hütte und kam mit einem Lappen zurück, den er an Reka weitergab.

Reka holte eine kleine Flasche aus den Falten ihres Gewandes, goss ein paar Tropfen daraus auf den Lappen und wischte mit einigen raschen Bewegungen über den Schild.

Der Schmutz verschwand, als sei er nur eine Illusion gewesen. Was jetzt vor den erstaunten Betrachtern auf dem Tisch lag, war ein kreisrunder Schild aus gemasertem Holz. In der Mitte befand sich ein Buckel aus glänzendem Metall, in den als Muster zwei sich umschließende Hände eingehämmert waren. Zwei sich kreuzende Metallbänder und ein mit Metall eingefasster Rand gaben dem Schild zusätzliche Festigkeit und zudem ein eigentümliches Aussehen.

„Unglaublich!“, sagte Fenn, und Arbon sagte gleichzeitig: „Unfassbar!“

„Wie hast du das gemacht?“, fragte Janis.

Reka ließ die Flasche rasch in den Falten ihres Gewandes verschwinden und sagte: „Nur eine dieser kleinen Mixturen, die alten Frauen in den Sinn kommen, wenn sie zu viel Zeit allein in der Wildnis verbringen. Ich will euch lieber etwas über diesen Schild erzählen:

Vor vielen Jahren, *sehr* vielen Jahren, lange vor der Gründung des Königreichs Andor, als es im Wachsamem Wald und in den Flusslanden nur wenige Menschen gab und das Rietland noch eine Wildnis war, da lebten im Grauen Gebirge die Zwerge und Drachen friedlich beisammen. Damals wurden mit dem handwerklichen Geschick der Zwerge und mit dem magischen Odem der Drachen vier mächtige Schilde geschmiedet. Aber die Drachen und die Zwerge entzweiten sich. In den chaotischen Zeiten, die folgten, gingen die Schilde, die als mächtige Waffen ihr Bündnis schützen sollten, verloren. Einer dieser Schilde war der Bruderschild. Er war der Garant für die unverbrüchliche Treue, mit denen Waffenbrüder gegen jede Gefahr zusammenhalten. Man sagt sogar, dass ein Waffenbruder mit dem Bruderschild einem Gefährten in Not seine Kraft übertragen kann. Heutzutage glauben nur noch wenige Zwerge und noch weniger Menschen, dass dieser Schild jemals existiert hat. Aber wie es scheint ...“ Sie ließ das Ende ihres Satzes unausgesprochen.

Arbon antwortete als erster: „Und du willst uns erzählen, dass das hier jener Bruderschild ist?“

„Ich denke, ihr solltet selber euer Urteil bilden.“, sagte Reka.

„Das scheint ein ordentlicher Schild zu sein.“, sagte Fenn. „Aber man braucht keine Drachen, um einen ordentlichen Schild herzustellen.“

„Ich habe einmal etwas über den Bruderschild gelesen ... ich meine: Gehört.“, sagte Arbon. „Angeblich bringt er selbst völlig Fremde in seiner Nähe dazu, fest gegen jede Gefahr zusammenzuhalten. Nicht, dass ich an so etwas glauben würde.“

„Ich würde ihn schon kaufen.“, sagte Fenn. „Leider fehlt es mir an Bargeld. Jedenfalls jetzt noch. Es könnte aber sein,“, und dabei warf er einen Blick auf Arbon, „dass sich das bald ändert.“

„Vielleicht auch nicht.“, sagte Reka. „Bitte hört mir weiter zu. Deswegen seid ihr nämlich hier zusammengerufen worden.“

„Zusammengerufen?“, zweifelte Fenn. „Wir sind hier doch nur zufällig auf einander getroffen.“

„Nur die von euch, die an Zufall glauben, sind zufällig hier.“, belehrte Reka ihn. „Wer aber an Berufung glaubt, der wurde hierher gerufen. Jetzt zu dem, was ich euch erzählen will. Und bitte ohne weitere Unterbrechungen. Oder zumindest mit nicht mehr Unterbrechungen als unbedingt nötig.“

\*

Reka fasste zunächst die Ereignisse der letzten beiden Jahre kurz zusammen, in erster Linie für Bragor. Die anderen Zuhörer kannten die meisten dieser Ereignisse, überwiegend aus Erzählungen, zum Teil auch aus eigenem Erleben.

Sie sprach über den Angriff der Skrale auf den Baum der Lieder und über das Auftauchen des Magiers Varkur. Sie sprach über Chada aus dem Wachsamem Wald, Thorn aus dem Rietland, den Zwerg Kram aus den tiefen Minen und die Magierin Eara aus dem fernen Hadria. Sie sprach darüber, wie diese Vier trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft und Interessen erst zu Kampfgefährten, dann zu Freunden und schließlich zu Helden geworden waren. Sie sprach von der großen Schlacht um die Rietburg und darüber, wie Menschen und Zwerge Seite an Seite gegen eine Übermacht an Kreaturen gekämpft hatten und entgegen jeder Erwartung siegreich geblieben waren. Schließlich kam sie auf die jüngsten Ereignisse zu sprechen, die ihren Zuhörern noch unbekannt waren.

Wieder einmal staunte Kheela, wie gut Reka über Dinge informiert war, die sich an weit entfernten Orten und im Verborgenen abgespielt hatten, und von denen nach menschlichem Ermessen kein Unbeteiligter wissen konnte.

„Schlimmer als die Feinde, die uns offen angreifen, so viele es auch sein mögen, sind die Feinde, die wir nicht sehen.“, sagte Reka. „Gerade jetzt bringen die vier Helden eine wichtige Botschaft von König Brandur zum Bewahrer Melkart. Sie müssen einen Weg zurücklegen, die mitten durch eine Schar von Feinden führt, die täglich anwächst. Dennoch bin ich sicher, dass sie es schaffen werden. Was sie aber nicht wissen ist, dass eine Gruppe von Skralen begonnen hat, eine Festung aus längst vergessenen Kriegen wiederaufzubauen. Und das mitten im Wachsamem Wald! Die Festung liegt so verborgen, dass nicht einmal Melkart ihren Ort kennt. Wenn die Festung vollendet wird, haben die Skrale eine Basis mitten in den Ländern der Menschen, die ihnen als Versteck dient und von der aus ihre Angriffe koordiniert werden. König Brandur selbst ist kranker, als er zugeben will. Nicht mehr lange, und er wird so schwach sein, dass er sein Volk nicht mehr führen und ihm Hoffnung geben kann. Und Brandurs Sohn, Prinz Thorald? Fenn, du kennst Thorald. Was hältst du von ihm?“

„Ein selbstverliebter Angeber!“, antwortete Fenn. „Ein Trunkenbold und Schürzenjäger! Und das sage ich mit allem Respekt vor dem zukünftigen König.“

„Warum jagt er Schürzen?“, fragte Bragor.

„Das heißt, dass er hinter Frauen her ist, sofern sie jung und schön sind.“, erklärte Kheela und bemühte sich, auf besonders gefällige Weise auf der Bank zu sitzen.

„Immerhin könnte seine Hilfe noch wichtig werden.“, fuhr Reka fort. „Zeigt ihm also nicht, was ihr von ihm haltet. Aber vertraut ihm auch nicht. Schon bald werden sich die vier Helden neuen Aufgaben gegenübersehen. Sie müssen ein Heilmittel für

den erkrankten König suchen, sie müssen die Vollendung der Festung der Skrale verhindern, und zu allem Überfluss kommen Scharen neuer Kreaturen aus dem Grauen Gebirge, rücken erneut gegen die Rietburg vor und zerstören alles, worauf sie unterwegs treffen.“

„Das könnte ein bisschen viel auf einmal für nur vier Helden werden.“, vermutete Arbon.

„Ich freue mich, dass du dieses Thema ansprichst.“, lobte Reka. „Dazu kommt noch, dass die Kreaturen eine Bedrohung für die Menschen in den Flusslanden und im Rietland sind. Die Frage ist, was ihr dagegen tun wollt.“

„So traurig das ist,“ sagte Bragor, „so ist es doch nicht meine Angelegenheit. Ich muss nach meinem Großvater suchen. Sobald ich ihn gefunden habe, kehre ich mit ihm heim ins Sturmtal.“

„Es ist nicht meine Art, Leute mit falschen Hoffnungen zu umgarnen.“, sagte Reka. „Darum lass mich dir offen sagen, dass du deinen Großvater hier nicht finden wirst. Ich kann dir nicht einmal sagen, ob er noch lebt. Wenn er ins Graue Gebirge gezogen wäre, würde ich davon wissen. Er mag vorher umgekommen sein, oder er hält sich an einem Ort auf, von dem ich keine Kunde habe. Es tut mir leid, Bragor. Deine Hilfe ist wichtig, aber ich kann dir keinen Lohn dafür anbieten.“

„Ich habe einen Auftrag von Melkart angenommen.“, sagt Fenn. „Ich muss Arbon fangen und im Wachsamem Wald abliefern. Wenn das erledigt ist, dann könnte ich vielleicht das Eine oder Andere tun.“

„Meine Aufgabe ist noch wichtiger.“, sagte Arbon. „Ich muss Fenn entwischen.“

„Und ich muss die Flusslande verteidigen.“, sagte Kheela. Nach kurzem Nachdenken fügte sie hinzu: „Also werde ich wohl ohnehin in diese Ereignisse verwickelt. Aber eine Heldin zu sein, gehörte nie zu meinen Plänen.“

„Ein Held zu sein, würde mir schon gefallen.“, sagte Fenn nachdenklich. „Wenn ich Arbon abgeliefert habe, werde ich das in Erwägung ziehen.“

„Vielleicht würde es dir gar nicht gefallen, ein Held zu sein.“, sagte Reka. „Heldentum besteht aus langen Märschen bei schlechtem Wetter, hungern und frieren, Schmerzen und Angst. Und der Lohn dafür sind meist nicht Gold und Ruhm, sondern ein früher Tod. Was den Helden zu einem Helden macht, sind nicht Erwägungen, sondern die Einsicht in die Notwendigkeit seiner Taten. Alles, was ihr habt, ist die Möglichkeit zu dieser Einsicht. Und der Bruderschild, natürlich.“

Eine Weile herrschte Schweigen.

Kheela ergriff als erste wieder das Wort: „Ich habe gelobt, die Flusslande zu verteidigen. Mit meinem Leben, wenn es sein muss. Vielleicht muss ich die Flusslande im Grauen Gebirge verteidigen, oder im Wachsamem Wald, oder anderswo. Dann werde ich mich davor nicht drücken.“

„Das ist mutig gesprochen.“, sagte Fenn. „Wenn die Gefahren wirklich so groß sind, dann sollte ich vielleicht dazu beitragen, dass diese Welt nicht von Skralen und finsternen Magiern zerstört wird. Den Verräter Arbon kann ich auch später noch abliefern.“

„Es scheint, ich kann ohnehin nicht so schnell ins Sturmtal zurück.“, überlegte Bragor. „Und ich habe keine Ahnung, wo ich weiter nach meinem Großvater suchen soll. Eine Weile könnte ich schon noch bleiben und ein bisschen helfen, wenn mein Speer hier nützlich sein kann.“

Alle blickten Arbon an. Der sagte schließlich: „Im Großen und Ganzen wäre es klug, wenn ich die Gelegenheit von Fenns neu entdecktem Heldentum nutzen würde, um das Weite zu suchen. Andererseits ... es klingt vielleicht etwas seltsam ... aber es ging mir gerade durch den Kopf: Ich habe bisher immer nur an mich gedacht. Vielleicht könnte es eine interessante Erfahrung sein, einmal etwas für andere Leute

zu tun. Ein paar Tage lang jedenfalls, nur um zu wissen, wie sich das anfühlt. Aber an die Kräfte dieses Bruderschilds glaube ich deswegen noch lange nicht!“

Ein lautes, helles Lachen von Janis unterbrach die Diskussion der Erwachsenen.

„Was gibt es da zu lachen?“, fragte Kheela ihren Sohn.

„Weil ihr Erwachsenen so dumm seid!“, platzte Janis heraus. „Merkt ihr denn gar nichts? Heute Morgen habt ihr euch alle noch nicht gekannt. Heute Mittag wollten sich zwei von euch sogar gegenseitig umbringen. Und jetzt seid ihr eine Weile in der Nähe des Schilds, und schon überlegt ihr, gemeinsam in den Kampf zu ziehen. Und da glaubt ihr nicht an die Magie in dem Schild!“

Betreten schwiegen die Erwachsenen. Nur um Rekas Lippen spielte ein zufriedenes Lächeln, wie es bei dieser geheimnisvollen alten Frau selten zu sehen war.

\*

Die Schatten wurden länger, als der Nachmittag in den Abend übergang.

Fenn, Arbon, Bragor und Kheela diskutierten ernsthaft, was sie als nächstes tun sollten. Nur selten half Reka mit einer Bemerkung oder einer Frage weiter, wenn die Diskussion zu stocken schien. Schon seit Stunden war es gar keine Frage mehr, ob die Vier den bekannten Helden zu Hilfe kommen würden, sondern nur noch, wo und wie sie das tun würden.

„Janis, wie würde es dir gefallen, eine Weile bei Großmutter und Tante Patia zu leben?“, fragte Kheela ihren Sohn.

„Großartig!“

„Ich weiß, das ist weit weg von unserer Hütte, und wir würden uns vielleicht eine Weile nicht sehen können, aber ...“

„Ich gehe sehr gern zu Tante Patia! Da sind andere Kinder, mit denen ich spielen kann.“

„... leider muss ich dir das zumuten, so traurig es auch ist.“

„Und da gibt es viele Tiere, auf denen man sogar reiten kann!“

Kheela war etwas enttäuscht, als ihr klar wurde, dass Janis ganz anders geantwortet hatte, als sie erwartet hatte. *Das war's dann endgültig mit der Mutter-Kind-Idylle*, dachte sie. *Aber wenn ich wirklich ein Familienleben hätte haben wollen, hätte ich Janis' Vater damals heiraten sollen, statt ihn von Vara ... Hoffentlich liest Reka gerade nicht meine Gedanken!*

„Keine Angst, das tue ich nicht.“, sagte Reka.

„Wer von euch nimmt den Schild?“, fragte Bragor. „Ich kann ihn ohnehin nicht verwenden.“

„Ich brauche beide Hände für meine Arcuballiste.“, sagte Arbon. „Und Kheela wird sicher nicht auf ihren Stab verzichten wollen. Dann wird es wohl dein Schild, Fenn, denn deine Waffe ist das Einhandschwert.“

„Vielleicht leihst du mir den Schild, Bragor.“, sagte Fenn. „Ich habe kein Geld, das ich dir dafür geben könnte. Und es sieht so aus ...“, und hier konnte Fenn sich einen weiteren Seitenblick auf Arbon nicht verkneifen, „... als ob ich in unmittelbarer Zukunft auch keines bekommen würde.“

„Wir sind Waffenbrüder.“, antwortete Bragor. „Egal, ob der Schild magische Kräfte hat oder nicht. Und ein Waffenbruder nimmt kein Geld von seinem Bruder. Glaube ich jedenfalls: Ich war ja noch nie ein Waffenbruder.“

„Dann nehme ich den Schild gern.“, sagte Fenn. „Aber nicht als Eigentum. Er soll immer dem gehören, der seiner gerade am meisten bedarf.“

Fenn streckte als Erster seinen Arm aus, und dann berührten sich die Hände der Vier genau über dem Buckel des Bruderschildes zu einem stummen Schwur.

\*

Früh am nächsten Morgen, als die Frühnebel den Vorhang über der Welt noch nicht gehoben hatten, als alles noch möglich und nichts gewiss war, war die Stunde des Abschieds gekommen. Die Vier würden der Uferstraße nach Norden folgen, wo sie in der Rietburg auf mindestens einen der Helden zu treffen hofften. Reka würde mit Janis nach Süden wandern, dann auf der Marktbrücke die Narne überqueren und Kheelas Sohn sicher der Obhut ihrer Schwester übergeben.

Vara, der Wassergeist, stand etwas abseits, fast nicht zu erkennen im dichten Nebel. Der Rabe war nach seinem Schreck vom Vortag inzwischen wieder aufgetaucht, saß auf Fenns Schulter und warf Vara misstrauische Blicke zu.

„Es gibt nur noch eines zu sagen.“, sagte Reka. „Ich habe eine Prophezeiung, die ich euch mit auf den Weg ...“

„Nein!“, fiel ihr Kheela rasch ins Wort. „Keine Prophezeiungen mehr! Keine Fragen, keine Rätsel, keine Andeutungen. Wenn du etwas zu sagen hast, dann sage es klar und deutlich. Oder wir finden es einfach selbst heraus.“

„Das ist eine gute Einstellung.“, lobte Reka. „Dann also keine Andeutungen mehr, versprochen! Ach ... und Fenn: Dieses Horn, das du am Gürtel trägst; passe immer gut darauf auf! Im richtigen Moment hineinzustoßen könnte euch allen noch das Leben retten.“

Ohne auf eine Reaktion zu warten, wandte Reka sich um, nahm Janis bei der Hand und war nach wenigen Schritten mit ihm im Nebel verschwunden.

\*

Eine Weile wanderten Reka und Janis schweigend nebeneinander her über die Heide.

Dann hielt Janis es nicht länger aus: „Tante Reka, was war das, was du Mama und den Anderen noch sagen wolltest?“

„Ach, nur ein kleines Gedicht, das ich vor langer Zeit einmal gehört habe. Oder habe ich es mir selbst ausgedacht? Ich weiß nicht mehr, aber vielleicht ist das auch egal. Es geht so:

Vier sind in der Burg um den König zu schützen,  
um den Menschen zu helfen braucht es weitere Vier.

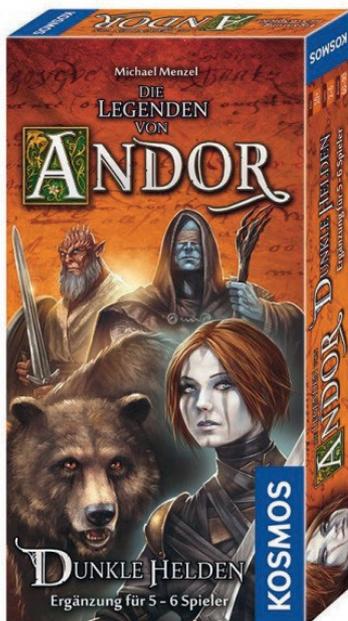
Und noch einmal Vier, die am Ende erst nützen,  
denn diese sind heute noch nicht einmal hier.

In Kampf und Gefahren können Helden ermüden,  
aber Hilfe wird kommen in der bittersten Not.

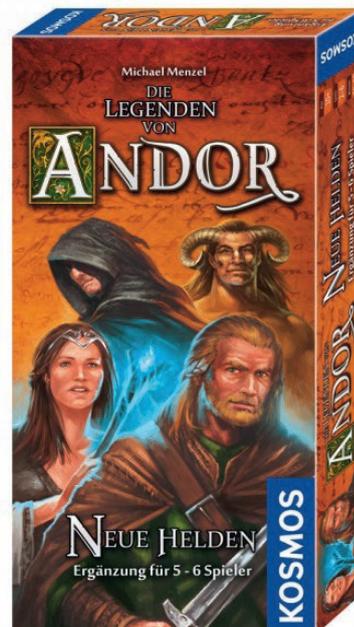
Das Ende wartet ferne von Andor, im Süden,  
doch schon vorher fand Mancher nur frühen Tod.“

„Und was bedeutet das?“

„Wer weiß, Janis, wer weiß! Prophezeiungen sind immer problematisch, vor allem wenn sie sich auf die Zukunft beziehen.“



**Entdeckt weitere starke Helden in der Ergänzung „Dunkle Helden“.**



**Alle 4 Neuen Helden findet ihr in der Ergänzung „Neue Helden“.**